

Am Scheideweg

Zur gegenwärtigen Situation von Studenten- und Hochschulgemeinden

Von Wilhelm Nyssen

Seit dem Ende der sechziger Jahre hat sich im bisherigen Verständnis von Studenten- und Hochschulgemeinden ein merkwürdiger Wandel vollzogen. Während man um 1970 einer verstärkten Politisierung im Hochschul- und Sozialbereich, aber auch in Hinsicht auf die Länder der Dritten Welt, vor allem Lateinamerikas, das Wort sprach und sich bemühte, durch eine demokratisierte Gremienordnung den politischen Aspekt auf breiter Basis fordernd herauszuheben, hat sich an vielen Orten nach endlosen Satzungsdebatten eine Gemeindestruktur entwickelt, die ganz nach den Formen einer plebiszitären Demokratie ausgerichtet war. Die eigentlichen geistlichen Grundelemente von Gemeinde im Sinne eines Sichtbarwerdens der Gesamtkirche am einzelnen Ort traten in den Hintergrund. Wenn sie auf bischöfliche Anordnung hin gefordert wurden, ließ man sie als »von oben kommende« Ordnung gleichsam als Alibi bestehen, mühte sich aber konkret um eine ganz andere Ordnung und versuchte deren Rechte festzulegen.

Aus einem Brief, den die Würzburger Studentengemeinde am 3. 2. 82 an ihren Bischof schrieb und gleichzeitig an alle anderen Studentengemeinden versandte, kann man, symptomatisch für viele andere Studentengemeinden, das neue Gemeindeverständnis deutlicher als durch jede Kritik der anderen Seite ablesen. Man wendet sich gegen die Entscheidungen, die in der Kirche stets »von oben nach unten« fallen und dadurch gegen den »Stiftungsgedanken« der Kirche stehen, und man behauptet nun:

»In einem unserer Gottesdienste wurde diese Sicht kürzlich so beschrieben: ›Natürlich ist auf der rechtlichen Ebene und um der Einheit der Kirche willen die Konstituierung, die Anerkennung, die Einrichtung durch den Bischof – in diesem Sinne von oben! – nötig, aber dies ist ein Zweites (ein *notwendiges* Zweites, aber immer ein *Zweites*), das ein anderes Erstes voraussetzt.‹ Und dieses Erste ist im vollen Sinn ›ganz von *oben*‹, weil ein Anspruch von Gott, und ›ganz von *unten*‹, weil ein Zusammenkommen derer, die den Anspruch aufnehmen.

Zu diesem Verständnis stehen wir, und wir sehen es in keiner Weise verletzt, wenn sich die Gemeindeglieder mit den Studentenpfarrern zusammensetzen und gleichberechtigt die notwendigen Entscheidungen suchen.«

Das verführerische Wort lautet: »gleichberechtigt«. Wiewohl es als die selbstverständlichste Sache der Welt erscheint, der »heute doch keiner mehr« widersprechen wird, enthüllt es letztlich einen plebiszitären Charakter, der in verbrieften Satzungen grundgelegt ist und dem Wesen des kirchlichen Gemeindebewußtseins von Auftrag, gemeinsamem Gespräch und Entscheidung zuwiderläuft, zumal Glaube und Taufe im überlieferten Verstehen der Kirche hier kaum als Voraussetzung angenommen werden können. Wenn das überlieferte Wort des Evangeliums gilt, daß man die Menschen an ihren Früchten erkennen wird, möchte man meinen, daß diese Denkweise bisher viele Verwirrung ins Land getragen hat.

Von bischöflicher Seite wurden diese Gemeinden nach Aufgaben und gewählten

Räten zwar oft den Pfarrgemeinden gleichgesetzt, aber eigentlich nur zum Schein und zur Beruhigung, denn in Wirklichkeit änderte sich rechtlich nichts. Die Studentengemeinden wurden weder Pfarrgemeinden noch Personalgemeinden. Sie führen weder ein Taufbuch noch ein Traubuch und sind bis heute kirchenrechtlich nicht existent. Ihre Pfarrer sind Verwalter von Seelsorgstellen und von ihren Bischöfen jederzeit abrufbar. Manchmal gewann man den Eindruck, daß die gesamte kirchliche Studentenarbeit von der geistlichen Obrigkeit für eine Art Spielwiese gehalten wurde, auf der sich die Studenten mit Modellen und Experimenten ruhig so lange tummeln sollen, bis sie in das »gesetztere Alter« kommen und dann sowieso Glieder geordneter Pfarrgemeinden werden. Ein solcher Gesichtspunkt einer Scheindemokratie, hinter der doch keinerlei Rechte stehen, hat sich an manchen Orten folgenschwer ausgewirkt. Während sich in den Pfarrgemeinden die Gemeindeglieder aufgrund ihres ständigen Wohnens kennen, besteht bei »Wahlen« in Studentengemeinden aufgrund von Anonymität und bestimmten Interessengruppen die Möglichkeit der Manipulation in jede nur mögliche Richtung. Wie schwer ist es, bei deren Versammlungen genau festzustellen, ob einer wirklich zur Kirche gehört.

Auch die Würzburger Synode bediente sich hinsichtlich der Studentenarbeit an manchen Stellen unklarer Formulierungen. Sie spricht zwar deutlich von Hochschul-seelsorge, nicht von Gemeinde, und fordert für diese die Verkündigung des ungeteilten Glaubens der Kirche, aber sie will auch Experimenten oder sogar dem Experimentieren Raum geben, ohne sich konkret darauf festzulegen, was damit gemeint sein kann.

Nachdem sich nun gegenüber dem studentischen Aufbegehren um 1970 die Geister weithin beruhigt hatten, behält man stillschweigend die verschiedenen Entwicklungen an den einzelnen Orten bei. Oftmals sorgten Studentenpfarrer für neue und schärfere Diskussionen um neue Gemeindegliederungen, um neue und freiere Spielräume, während andere Pfarrer ihre Aufgabe nur im Sinne von Moderatoren ansahen und beschwichtigend zu wirken suchten. Oftmals drückten verschiedene Bischöfe ein Auge zu, wenn nur die Lage im allgemeinen ruhig blieb. Im Kölner Bistum wurde eine Rahmenordnung für Studenten- und Hochschulgemeinden aufgestellt, die vor allem den kirchlichen Auftrag dieser Arbeit betonte und die Bestellung der Pfarrer als ausschließliche Aufgabe des Bischofs festlegte.

Dennoch hatte sich in der Zwischenzeit vieles gründlich geändert. Die früheren Pfeiler der gesamten kirchlichen Studentenarbeit, die Feier der Eucharistie und die Glaubensverkündigung, das gemeinsame Lesen der Heiligen Schrift und der studentische Bruderdienst wurden einem Wandel unterworfen, bei dem man stillschweigend das Gesetz der Anpassung an den Zeitgeist der Humanität als Voraussetzung annahm. Durch die bestehenden Gemeindegliederungen ist man weithin auf ein Semesterprogramm festgelegt, das nur dieser möglichst umfassenden Anpassung Rechnung trägt und oft genug den Gesichtspunkt der Treue zur uneingeschränkten Überlieferung des Glaubens der Kirche als unzeitgemäß und weltfremd hinstellt, weil »dies heute doch keiner mehr verstehen kann«. Manchmal formulierte man spitz: »Es geht nicht um Dogmatik, sondern um Leben.« Das geschah angesichts einer Studentenschaft, die durch Familie und Schule kaum noch mit dem Glauben der Kirche und mit den Grundkenntnissen ihrer Geschichte vertraut war. Die überlieferte Feier der Eucharistie ist dabei im Bewußtsein vieler Studenten am meisten dem Unverständnis und der Willkür ausgesetzt. Man sieht sie als einen Ort thematischer Aktion und eigener Selbstdarstellung

durch Texte und Lieder, aber nicht mehr als Ort der kirchlichen Verkündigung des Wortes der Heiligen Schrift und als Feier des Vermächtnisses Jesu, die im Kanongebet der Gesamtkirche und im Opfermahl der Glaubenden ihren Höhepunkt hat. Oftmals gehen Gestaltungsprogramme dieser Feier, weil sie von Unkenntnis und falscher Intention getragen sind, völlig am Wesen der Eucharistie vorbei und setzen damit Akzente, die nur einer augenblicklichen Bestätigung oder Selbstbestätigung dienen, niemals aber dem getreuen Erfüllen des Vermächtnisses Jesu in seiner Kirche.

In diesem Zusammenhang ist eine Mitteilung aller Jesuitenpatres zur Situation der Hochschulpastoral bedeutsam, die in Deutschland als Hochschul- oder Studentenpfarrer eingesetzt sind. Sie ist noch nicht veröffentlicht, aber als Ausdruck von wenigstens zwölf Studentenpfarrern des Jesuitenordens in der Bundesrepublik hat sie ein öffentliches Gewicht. Wenn man den Studenten in einzelnen Studentengemeinden nachsagen könnte, daß sie ihre Gedanken aus Unkenntnis der kirchlichen Gegebenheiten und aus sprühendem Idealismus äußern, so muß man allerdings erkennen, daß hier eine gezielte, der kirchlichen Überlieferung zuwiderlaufende Tendenz spürbar wird, da beständig versucht wird, Gemeinde (im neutralsten Sinne des Wortes) gegen Kirche und ihr universales Mysterium auszutauschen. Einige Auszüge mögen genügen:

»Das Leben in der Hochschulgemeinde und die darin notwendigen Entscheidungsabläufe vollziehen sich fast immer in einem vertrauensvollen Miteinander und Zueinander von Gemeinde und Amt. Von seiten der Gemeindemitglieder werden die spezifischen Aufgaben des Gemeindeleiters und Priesters respektiert, und der Gemeindeleiter versucht bewußt, die Mitverantwortung aller Gemeindemitglieder nicht nur zu tolerieren, sondern zu wecken und zu fördern. Keiner darf bloßes Objekt der Gemeinde sein, jeder muß sich auch als Subjekt des Glaubens und des Gemeindelebens erfahren und einbringen können. Sollte es in extremen Einzelfällen wirklich einmal zu einem Gegeneinander von einer Mehrheit in einer Gemeinde und ihrem Gemeindeleiter kommen, so wird die Gemeinde nichts ohne ihren Leiter und der Leiter nichts ohne die Gemeinde tun können. Hier wird im konkreten Einzelfall nach einer Konfliktlösung zu suchen sein.« (3.4)

»Das heißt zum Beispiel für die Feier der Liturgie, daß nicht nur ›Gemeinschaft‹ verkündet wird. Die Verkündigung und Zusage der Gemeinschaft in Christus und in christlicher Brüderlichkeit untereinander soll – wenn auch erst als ›Angeld‹ auf die Vollendung – in der Feier selbst konkret erlebbar werden. Solche möglichen Erfahrungen sind auf keinen Fall schon dadurch garantiert, daß alle Regeln und Rubriken perfekt beobachtet werden. Zur echten Mystagogie gehört beispielsweise, daß große liturgische Feierlichkeiten anderen gestalterischen Prinzipien unterliegen als liturgische Feiern in Kleingruppen. Manche vorgegebenen Rubriken und auch manche Gebetsformulierungen haben wohl eher eine Großgemeinde im Blick als eine Kleingruppe. Ein gewisses Eingehen auf die konkret bei der Liturgiefeier anwesende Gemeinde hat nicht den Charakter eines beliebigen Experiments, sondern ist notwendiger Ausdruck lebendigen Glaubens. Viele liturgischen Gestaltungsformen, die seit Jahren z. B. in Hochschulgemeinden, Jugendgruppen, kirchlichen Gemeinschaften, aber auch in zahlreichen Pfarrgemeinden praktiziert werden, sind schon längst dem Stadium des ›Experimentierens‹ entwachsen. Sie haben sich umfassend bewährt und schon zahllosen Katholiken einen tieferen Zugang zum Verstehen und Erleben christlichen Glaubens eröffnet.

Ziel jeder eucharistischen Feier ist die Vergegenwärtigung des Abendmahles Jesu, wie

es in einer fast zweitausendjährigen kirchlichen Tradition in vielfältigen Formen gefeiert wurde, verlebendigt in der konkreten Gemeinde. Es sollte deshalb nicht ungeprüft unterstellt werden, daß das Bemühen um eine lebendige Vergegenwärtigung des Abendmahles Jesu bloß eine willkürliche Darstellung eigener Kreativität zum Ziele habe.« (3.5.1)

»Wo sich Christen verschiedener Kirchen in ihrem Glauben und Leben offen begegnen, beginnen Lernprozesse, die zu einem vertieften Wahrnehmen des eigenen und des anderen Glaubens führen. So können mögliche Perspektiven für eine künftige Einheit der Kirchen eröffnet werden, die in den wesentlichen Fragen ein vertieftes gemeinsames Glaubensverständnis mit sich bringt und es allen Kirchen und Gemeinden erlaubt, ihre wertvollen eigenen Traditionen in diese Einheit einzubringen und in ihr zu wahren. Zum Beispiel hat das Erleben wirklich ansprechender katholischer Gottesdienste bei vielen evangelischen Christen ein neues Bedenken der Bedeutung des Abendmahles bewirkt, und viele katholische Christen lernten in der Begegnung mit evangelischen Gemeinden eine neue und vertiefte Wertschätzung der Bibel.« (4.6)

Wenn die Intention dieses Schreibens immer noch als situationsbedingte Reaktion verstanden werden kann, so wird spätestens bei der Frage der Eucharistie ein Denken offenbar, das der Überlieferung der Gesamtkirche total zuwiderläuft, denn die Eucharistiefeier der Kirche war und ist niemals Vergegenwärtigung des Abendmahles Jesu, sondern Vergegenwärtigung seiner Stiftung in Brot und Wein innerhalb des Dankgebetes der Kirche.

Die Vorstellung von Eucharistie als Vergegenwärtigung des Abendmahles Jesu läuft Gefahr, im »Abendmahl« einer im letzten unterschiedslosen Verbrüderung von allen, die sich »gerufen« wissen zur »Sache Jesu«, zu huldigen, gleich aus welchem Lager sie kommen mögen.

Trotz der verbindlichen Darstellung dieses Textes, dessen Problematik manchen tiefer Fragenden erst nach längerer Lektüre aufgeht, scheint es so, als müsse doch noch eine Rechtfertigung der Gesamtdarstellung erfolgen, inwieweit sie überhaupt mit dem Geist des Heiligen Ignatius vereinbar sei.

Genau diese Rechtfertigung wird in dem genannten Papier unter Nr. 5 »Das Ignatianische unserer Arbeit« geliefert. Dort heißt es:

»Als Jesuiten gehen wir in all unserem seelsorglichen Bemühen von der Grundeinsicht ignatianischer Exerzitien aus: Gott will für jeden einzelnen Menschen etwas ganz Besonderes. Dieser Wille Gottes für den einzelnen ist nicht ableitbar aus der Summe aller Glaubenswahrheiten und aller moralischen Normen. Auf dem Horizont der allgemeinen Lehren und Normen kann dieser Wille Gottes letztendlich nur von dem Betroffenen selbst gesucht und erkannt werden. Seelsorge bedeutet daher für uns im letzten: Ermutigung und Ermöglichung zum Suchen und Finden des persönlichen Anrufes Gottes und Antwort in Freiheit.« (5)

Mit dieser Entfaltung scheint der verhängnisvolle Bogen eines neuen Neutralismus, der gewiß nicht mehr der Ignatianischen Grundidee entspricht, geschlossen. Gott will für jeden Menschen etwas Besonderes, das aus dem Glauben der Kirche nicht ableitbar ist. Zu diesem Besonderen wollen die heutigen Söhne des Ignatius ermutigen, das Suchen danach wollen sie ermöglichen – damit man den persönlichen Anruf Gottes findet und ihm in Freiheit antworten kann.

Wer ist dieser Gott, mag man fragen? Worte wie Umkehr, Bekehrung, totale

Infragestellung seiner selbst kommen nicht vor, aber auch nicht Worte wie Nachfolge oder Selbstaufgabe allein vor dem Jesus des Glaubens. Alles ist einem vollständigen Neutralismus gewichen, der letztlich den besonderen Anruf an den einzelnen durch »Gott« gegen den Glauben der Kirche auszuspielen vermag.

Neben solchen grundsätzlichen Äußerungen kann man weitere Einzelphänomene in den Studentengemeinden betrachten und deutlich erkennen, wie stark sie übereinstimmen:

Oftmals tritt an die Stelle der früher immer angebotenen Schriftlesung das Wort Meditation. Aber was kann sich hinter diesem Wort nicht alles verbergen: gemeinsames stilles Beieinandersein im Wissen umeinander; Sichselbstfinden durch Einübung ins innere Leerwerden; Wortmeditation eines zufälligen Satzes; Bildmeditation eines zufälligen Bildes, wobei es nicht auf seinen Inhalt ankommt, sondern auf das, was ich daraus für mich mache. Auch hier ist Assoziation auf meine Lage Trumpf.

Während man früher die Heilige Schrift als unmittelbare Glaubensquelle ansah und wie in der Verkündigung der Kirche annahm, ist heute der Zugang zu ihr durch beständiges kritisches Hinterfragen verstellt. Übrig bleibt dann oft nur ein abstrakter Impuls, der keinen mehr im Herzen bewegen kann, weil er von der ansteckenden Intensität des Wortes der Heiligen Schrift weit entfernt ist. Oder es bleibt der Gag einer anderen oder Neuauslegung, etwa: »Das Neue Testament materialistisch interpretiert« und führt zu Willkür und Unverbindlichkeit.

Schaut man in die Semesterprogramme vieler Studentengemeinden der letzten Jahre, so hört man von anderer Seite immer neu den Vorwurf, hier entstehe eine selbstgestrickte studentische Volkshochschule, die in verschiedensten Kreisen vom Kochkurs bis zum Gitarrenspiel, vom Tanztee bis zum Meditationskreis, mit Vortragsangeboten und vielen sozialen Initiativen ihren breitesten Ausdruck findet. Die frühere Gemeindearbeit ist jetzt vielerorts zu einer Art »Foyer der Impulse« geworden, die das Gefühl von Geborgenheit vermitteln soll. Schon die Programme und Anzeigen sollen auf breitester Basis einladend wirken, alle Schwellenhemmung beseitigen und gleichsam durch sich selbst mitteilen: Wir sind Gemeinde für alle. Kirchlichkeit ist auf ein Mindestmaß reduziert, wenn nicht ganz eliminiert: Zuerst sollen einmal alle kommen, dann werden wir demokratisch beschließen, was gemacht wird. Das ist unser Leben nach dem Evangelium. Auch Pfarrer mischen sich in diesen Prozeß ein, manchmal durch Anbiederung, z. B. im Semesterprogramm durch Foto mit aufgekremelten Hemdsärmeln. Darunter steht: »Ich heiße Polykarp. Ihr könnt alle ›du‹ zu mir sagen.« Solche Anbiederungen, die offenbar widerstandslos geschluckt werden, aber ganz sicher alle tiefer Denkenden und mehr Wollenden abstoßen, erinnern an das Wort Hölderlins: »O der Menschenkenner! Er stellt sich kindisch mit Kindern. Aber der Baum und das Kind suchet, was über ihm ist.« Viele Programme sind obendrein an allen passenden und unpassenden Stellen mit kleinen Trickzeichnungen versehen: Tarzan mit Keule, Mönchlein mit Kutte, Zeigefingern, Pärchen, Glocken, Fröschen etc. Dadurch wird auch bei einem »ernsten« Thema angedeutet, daß so ernst doch nicht alles ist. Hauptsache: wir sind zusammen.

Hier bahnt sich neben dem geistlichen ein gesamt menschlicher Minimalismus an, der mit einem ansteckenden Infantilismus Hand in Hand geht und, wie es scheint, weil keine Forderung mehr gestellt wird, auf Dauer angelegt ist.

Das schwierigste an diesem noch wachsenden Prozeß ist einmal ein der Kirche

zuwiderlaufender Sinn von missionarischem Wirken, andererseits der Verlust jeder Erfahrung von Kirche und Weltkirche.

Unter missionarischem Wirken verstand man früher gläubige Christen, die sich ganz mit dem Glauben ihrer Kirche identifizierten und nun in jeder Form des Glaubenszeugnisses und der Brüderlichkeit nach außen traten und andere zu erreichen suchten. Heute sagt man im demokratischen Gemeindeverständnis: Gemeinde ist der Ort für alle, gleich welchen Glaubens. Dabei wohnt und wirkt man in Häusern der Kirche. Alles kirchliche Leben wird auf ein reines Humanum nivelliert.

Es ist klar, daß dann auf diese Weise keine Erfahrung vom Geheimnis der Kirche und ihrer weltumfassenden Dimension mehr gewonnen werden kann. Es ist ein Standpunkt von Nutznießern, nicht aber von Bekennenden. Das einzige Bekenntnis ist der Humanismus, die Menschlichkeit und Brüderlichkeit, auf den man alle Impulse des Evangeliums reduziert hat. Die Mittel der Kirche werden ausgeschöpft zu allseitiger Freundlichkeit und Wohlbehagen, an manchen Orten und im Bewußtsein vieler sogar die heilige Eucharistie, das Geheimnis des Glaubens, das man nicht mehr an den Glauben der Kirche und all ihrer Glieder gebunden sehen will. Dadurch wird es zur Magie, zum Hokuspokus, zur letzten Form der Selbstdarstellung.

Wiewohl hier viele Schattenseiten deutlich aufgezeigt sind, gibt es auch Lichtblicke, vor allem in den bestürzenden Aufbrüchen einzelner, die sich inmitten des Wirrwarrs ganz dem Leben der Kirche öffnen. Man muß jedoch deutlich sehen, daß solche Aufbrüche selten geschehen und sich dann in so geschilderten Gemeinden kaum halten können.

Aber die Frage lautet: Was ist zu tun? So sehr diejenigen, die die geschilderten Formen als eigentlichen Lebenssinn von Kirche heute verstehen und sogar militant verstehen wollen, indem sie sie auf Pfarr- und Personalgemeinden ausweiten möchten, müssen sich gerade jetzt von neuem gläubige Studenten mit ihren Priestern und Professoren als Gemeinde im Sinne von Kirche, nicht von plebiszitärer Demokratie versammeln, am Lebensort, der Feier der Eucharistie, und müssen dort das Geheimnis des Glaubens, nicht der Selbstbestätigung, im Sinne der Gesamtkirche begehen, auch wenn sie zuerst nur Zellen darstellen. Je entschiedener die Treue gelebt wird, desto stärker wird ihre Ausstrahlung sein.

Dann erst, wenn solche Zellen entstehen, wird die Studenten- und Hochschulgemeinde in dieser typischen Zwischenzeit zwischen Schule und kommendem Beruf zum Ort vertiefter Katechese, natürlich mit Einschluß der gerade heute bedrängenden Glaubens- und Lebensproblematik. Statt vager Meditationsübungen können hier von neuem die eigentlichen Quellen des geistlichen Lebens der Kirche erarbeitet und erschlossen werden. Es entsteht ein neuer Geist des Horchens auf das Wort der Heiligen Schrift, jenseits von Theorie und Kritik. Ökumenische Arbeit wird sich vertieft um das Umdenken nach dem Evangelium, aber nicht um geschichtslose Verbrüderung bemühen.

Aus solchen Voraussetzungen wächst auch erneut ein vielfältiger und umfanglicher angelegter Bruderdienst: Sorge um die ausländischen Studenten, Sorge um Behinderte, soziale Aufgaben, alle Impulse, die aus dem Leben, das sich am Evangelium der Kirche orientiert, erwachsen ohne Nötigung und ohne intendierte Organisation.

Der Pfarrer einer solchen Gemeinde sollte zuerst Seelsorger sein, in allem auf den Glauben der Kirche bedacht, Anreger zu vertiefter Arbeit an diesem Glauben, aber auch

Ratgeber und Helfer, vor allem aber Beter, der aus der eigenen Erfahrung etwas vom abenteuerlichen Leben des Gebetes vermitteln kann. Es müßte die besondere Sorge der Bischöfe sein, nur solche Priester zu diesem Dienst zu bestellen, die bereits bewiesen haben, wie sie unermüdlich weder sich noch irgendein Humanum, sondern den Glauben der Kirche erwecken.

Die Antwort auf diesen die Gemeinde überflutenden Humanismus eines verkürzten Glaubens ist also nicht die Antidemokratie oder die gelenkte Demokratie oder eine andere trickreiche Organisationsform, in der man durch großzügige Bereitstellung von »Mitteln« alles wieder in den Griff bekommen will, sondern die Antwort ist die Zelle des Glaubens, die nicht ohne Gebet und Fasten bestanden werden kann. Sie muß zwei große Gefahren erkennen, einmal die Esoterik, die zur Blindheit und damit zu einer neuen Form der Selbstbestätigung führt, dann aber auch die Gefahr der Verharmlosung, die die großen und schneidenden Gegensätze unserer Zeit nicht mehr sehen will. Diesen Gefahren kann man nur durch die Bereitschaft trotzen, täglich in jenen Läuterungsprozeß einzugehen, den die Kirche in Gebet und Askese vor Augen stellt. Daran zeigt sich, daß die Zelle nicht vom Aufgebot der Zahlen lebt und leben kann, nicht von Berechenbarkeiten, auch nicht von den sattsam bekannten Erfolgsvorstellungen in der Kirche. Sie lebt aus einer anderen Glut, aus dem Wissen, daß Zahlen nur der Arithmetik Gottes entspringen und dann zur Beglückung werden. Wir können nur helfen, graben, beten, bezeugen.

Vom »Sofortprogramm« zum Frühwarnsystem – Kirche und Publizistik im Jahrzehnt nach der deutschen Synode

Von *Otto B. Roegele*

Kaum ein anderes Gebiet des heutigen Gesellschaftslebens verändert sich so rasch wie das der Massenmedien. Daran hat vor allem die Technik bedeutenden Anteil, die ihre neuen Möglichkeiten in kürzer werdenden Abständen anbietet und damit nicht nur den Käufer von Geräten, sondern auch die Politiker und nicht zuletzt die Verantwortlichen der Kirche immer öfter vor die Qual der Wahl stellt.

Da ist es vielleicht nicht unnütz, häufiger als früher Rückschau zu halten und das Stück Weges zu bedenken, das gerade bewältigt wurde. Daß Fehler und Irrtümer vorkommen, ist auf dieser Welt unvermeidlich; aber falls man aus ihnen zu lernen bereit ist, können sie zu wertvollen Quellen besseren Verständnisses und erfolgreicherem Handelns werden. Wo Fortschritte zu verzeichnen sind, sollten sie nicht verschwiegen oder verkleinert werden. Auch in der Kirche gibt es ein Recht auf Anerkennung für das Geleistete, und an der Bereitschaft zum Danken sollten Christen es nicht fehlen lassen, sie ist noch wichtiger als die Bereitschaft zu Kritik und Selbstkritik.

Am 4. Januar 1971 begannen die Beratungen der Sachkommission VI der Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über ein Dokument, das später den Titel »Kirche und gesellschaftliche Kommunikation« erhielt. Und am 11. Mai 1972 verkün-